

zu erklären. Im dritten Satz begegnet uns zum ersten Male (als Mittelteil des „Scherzos“) die Form des Walzers, die Tschakowski so gern und vor allem in seinen Instrumentalwerken anwendete. Hier liegt der Gedanke an einen festlichen Abend russischer Gastfreundschaft und Lebensfreude nahe. Und man ist nicht nur unter sich im gepflegten Salon froh, man besuche – dies ist der Inhalt des vierten Satzes – auch das Volk, das die Feste ohnehin zu feiern versteht“ (Lauts: Die Musik in Rußland und in der Sowjetunion).

Gleichzeitig mit Tschakowski wird Max Bruch im Jahre 1892 Doktor musicae honoris causa (Doktor der Musik ehrenhalber) der Universität Cambridge. Somit gibt es kaum Berührungspunkte zwischen diesen beiden Komponisten. Heute gehört Tschakowski zu den Klassikern seines Faches, seine Opern, seine Sinfonien, seine Klavierkonzerte, sein Violinkonzert, seine Kammermusik stehen hoch im Schwange begehrtester Würdigung. Doch verblüht ist der einseitige Ruhm von Max Bruchs Opern, Sinfonien, Kammermusik, von seinen Klavierstücken, die überwiegend von Mendelssohns Stil beeinflußt sind. Lediglich seine Chorkompositionen (Die Glocke) und vor allem sein Violinkonzert in g-Moll, op. 26, leben frohlich weiter – das letztere ist seiner ausgesprochen geisteswissenschaftlichen und hochmusikalischen Charakters. Max Bruch, 1878 in Köln geboren, 1920 in Berlin gestorben, studierte bei F. Hiller und Carl Reinecke, lebte in Köln, Mannheim, Koblenz, Sonderhausen, Bonn, Liverpool, Breslau, wirkte endlich als Professor und Meister an der Akademie der Künste in Berlin, wurde dort hochgeehrt und zu seinem Cambridge Doktor h. c. auch noch Dr. theol. und Dr. phil. h. c. der Berliner Universität. Von seinen drei Violinkonzerten ist das in g-Moll das berühmteste: Der erste Satz trägt den Titel „Vorspiel“; in rhapsodischen Einfällen, in perlenden Läufen und Kadenzten spielt sich die Solo-Geige gleichsam ein, um im zweiten Satz voll hineinender Süße zu spielen und zu singen. Der dritte und letzte Satz schließt das dankbare Werk rhythmisch und schwungvoll ab.

Wolfgang Amadeus Mozarts C-Dur-Sinfonie (Köchel-Verzeichnis Nr. 355) führt den Botaniker „Jupitersinfonie“ – der Name stammt nicht von Mozart, er wurde erst später erfunden. Wegen des Geistes der Antike, der voll ruhiger Heiterkeit und einem Schönheitsgefühl sondergleichen das ganze Werk durchzieht oder wegen des Schlusssatzes, der „im Ausdruck eines kraftbewegten festlichen Lebens ein Meisterstück, würdig eines Jupiters, eines Olympiers der Kunst ist“ (Herrn Kretschmar), bleibe dahingestellt. Sie ist die letzte der drei berühmtesten „großen“ Mozartsinfonien, der Es-Dur vom 26. Juni, der g-Moll vom 25. Juli und oben der C-Dur vom 10. August 1788 und darf für Mozarts größte Leistung in Sinfoniefache gelten. Keine andere der Sinfonien Mozarts hat diesen breiten Wurf der Themen, keine andere verbindet den gleichen Reichtum der Ideen mit der Harmonie der Darbietung. Die erste Satz tönt mit seinem Eingangsthema wie eine festliche Ouvertüre, aber schon nach dem ersten Absatz klingt der ganze Allegrosatz wie eine meisterhafte Verbindung von glanzvollem, äußeren Schilde und echtem, seelischem Ausdruck. Mit einer jener festlichen Fanfaren, in die Mozart gern seine ausgesprochen heiteren Sätze miteinander läßt, schließt der Satz ab. Im Andante

cantabile stellt Mozart drei Themen auf. Dem in seiner Würde und Kraft bereit anladenden ersten Thema tritt in gewohnter Weise ein Satz von drohender, gegensätzlicher Haltung entgegen. In dem tief empfundensten dritten Thema in C-Dur kehrt die Ruhe zurück, und nur in dem Nachsatz mit dem Sechschendel-Triolen-Motiv gibt es Anlaß zu Kombinationen und Wendungen, die in ihrer Mischung von Tief und leichtem Spiel ganz einzig sind. Die ganze Gode trägt wie wenige den untrüglichen Stempel des Mozartschen Genies. Das Merkwürdige dieser Sinfonie hat, besonders in der Achtstimmigkeit des Trio-Teiles, beschaulichen hymnischen Charakter. Der berühmteste Satz der Sinfonie ist jedoch der Schlusssatz, das Finale. Um diese Sinfonie von anderen C-Dur-Sinfonien Mozarts zu unterscheiden, hat man sie früher die Sinfonie mit der Schlußfrage genannt. Jedenfalls ist und bleibt der Schlusssatz der Jupitersinfonie ein Meisterstück der kontrastreichsten Kunst, die sich namentlich in Einführungen und kühnen Nachahmungen im vollen Glanze zeigt, „im Ausdruck eines kraftbewegten festlichen Lebens, würdig eines Jupiters, eines Olympiers der Kunst!“

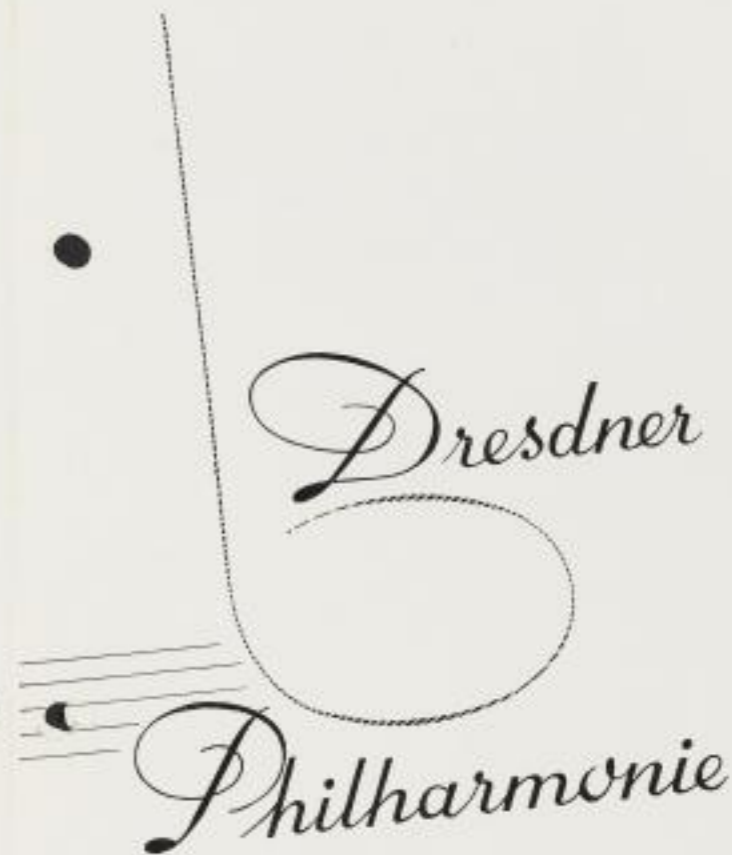
Prof. Dr. Hans Mlynarczyk

#### LITERATURHINWEISE

- Karl Lauts: Die Musik in Rußland und in der Sowjetunion, Berlin 1958  
H. J. Moser: Musik-Lexikon, Hamburg 1925  
Jahn-Albert: W. A. Mozart, Leipzig 1924

#### VORANKÜNDIGUNG

- Nächste Konzerte im Anrecht B 9. und 10. April 1960  
Nächste Konzerte im Anrecht A 23. und 24. April 1960



8. PHILHARMONISCHES KONZERT 1959/60

0071 Ba III-65 100 1,4 D-0 000/0020